



Bürgertum und Bürgerlichkeit zwischen 1870 und 1930. Kontinuität und Wandel. Essen: Ruhr-Universität Bochum, Zentrum für interdisziplinäre Ruhrgebietsforschung/Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 26.03.2003-28.03.2003.

Reviewed by Jörg Lesczenski

Published on H-Soz-u-Kult (June, 2003)

Bürgertum und Bürgerlichkeit zwischen 1870 und 1930. Kontinuität und Wandel

âDie Jugend aller Bevôlkerungsteile hat Gefôhl und Begriff der Bôurgerlichkeit schlechthin verloren. Fôr uns ôltere Generation war Bôurgerlichkeit noch eine Lebensform, von der wir die Anschauung hatten, auch wenn wir sie fôr uns ablehnten. (...) Fôr die jôngste Generation liegt die Bôurgerlichkeit auôer aller Erôrterungsbedôrftigkeit, jenseits jedes Oppositionsinteresses, ja auôerhalb der bloôen Kenntnisaufnahme.â Geiger, Theodor: Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage, 2. Auflage, Stuttgart 1967, S.â 124 f., S.â 130. â Theodor Geiger stand mit den Ergebnissen seiner Gesellschaftsanalyse in den spôten Jahren der Weimarer Republik wahrlich nicht allein. Die zeitgenôssischen Beobachter in Wissenschaft, Literatur und Publizistik kamen zu einem nahezu einhelligen Urteil: Das bôurgerliche Zeitalter habe seinen Zenit lôngst ôberschritten, das Bôurgertum sei als eine homogene soziale Formation nicht mehr identifizierbar und auch von einem gemeinsamen, fôr alle bôurgerlichen Fraktionen verbindlichen Modell der Lebensfôhrung dôrfe lôngst nicht mehr die Rede sein.

Dem vielfach diagnostizierten Wandel des deutschen Bôurgertums um 1900 ging der Workshop âBôurgertum und Bôurgerlichkeit zwischen 1870 und 1930. Kontinuitât und Wandelâ vom 26. bis 28. Môrz auf Schloâ Landsberg in Essen-Kettwig nach. Die Tagung bildete zugleich den Abschluâ des interdisziplinôren Forschungsprojekts âAugust Thyssen und Schloâ Lands-

berg. Ein Unternehmer und sein Hausâ, das - von der Fritz Thyssen-Stiftung gefôrdert - in seinem sozialhistorischen Teil auf der Makroebene die Frage nach dem Wandel der bôurgerlichen Leitbilder zwischen 1870 und 1930 mit einer Auswertung zeitgenôssischer bôurgerlicher Printmedien beantwortete. Hinzu kam der mikroanalytische Zugriff: Am Fallbeispiel August Thyssens wurden die Konturen wirtschaftsbôurgerlicher Lebensfôhrung rekonstruiert und mit einem Blick auf die Alltagspraktiken ausgewôhlter Reprôsentanten der Frankfurter Wirtschaftselite (August und Moritz von Metzler, Wilhelm und Richard Merton, Moritz von Bethmann) vergleichend eingeordnet. An dem interdisziplinôren Projekt (Laufzeit 1. April 2000 â 31. Môrz 2003) waren beteiligt: Der Lehrstuhl fôr Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universitât Frankfurt a.M. (Prof. Dr. Werner Plumpe), das Zentrum fôr interdisziplinôre Ruhrgebietsforschung an der Ruhr-Universitât Bochum, das Kunsthistorische Institut/ Abteilung Architekturgeschichte der Universitât zu Kôln (Prof. Dr. Norbert Nussbaum), sowie der Lehrstuhl fôr Denkmalpflege und Bauforschung an der Universitât Dortmund (Prof. Dr. Uta Hassler),.

Nachdem Werner Plumpe (Frankfurt am Main) in seinen einfôhrenden Überlegungen die Entwicklung des Bôurgertums im Kontext der groôen sozioôkonomischen Strukturverônderungen um 1900 beschrieb und den Entwicklungsprozeâ von der Blôte hin zur Erosion einheitlicher bôurgerlicher Denk- und

Lebensformen nachzeichnete, ging der Workshop den mannigfaltigen Wechselbeziehungen zwischen Kontinuität und Wandel im Untersuchungszeitraum in vier Sektionen nach.

In der Geschichtswissenschaft, aber auch in der Soziologie, der Kunstgeschichte, der Architektur oder auch der Kulturgeographie wird über die Bedeutung des Raums als elementaren Bezugspunkt individuellen Handelns zunehmend diskutiert. Mit der ersten Sektion *‚Bürgerliche Reliefe. Raum- und Siedlungsstrukturen, Topographie‘* (Leitung: Werner Plumpe, Frankfurt am Main) trug der Workshop dem aktuellen wissenschaftlichen Diskurs Rechnung und lotete Möglichkeiten aus, das Raumkonzept pointierter als bisher in die Bürgerertumsforschung zu integrieren. In seinem Beitrag zur *‚Raumaneignung des Bürgerertums‘* beschrieb Alarich Roach (Bremen/Düsseldorfer) die Stadt als einen komplexen Kommunikations-, Seh- und Erfahrungsraum, in dem über vielfältige symbolische Formen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsstrukturen transferiert werden. Für Roach ist vor allem die Architektur ein Medium, mit dem eine symbolisch strukturierte Lebenswelt in umfassender Weise produziert und reproduziert wird: Vermittels ihrer symbolischen Formen, die soziokulturelle Orientierungsmuster kommunizieren, werden soziale Beziehungsstrukturen konstituiert und verfestigt. An ausgewählten Bauwerken (Villa, Warenhaus etc.) arbeitete Roach die distinktive Formensprache heraus, mit der sich das Bürgerertum als bestimmende kulturelle Trägerschicht in Szene setzte.

Die Aneignung des städtischen Raumes ging stets auch mit der Erschließung neuer und dem Funktionswandel alterer Stadtviertel einher. Der Frage nach den längerfristigen Veränderungen im Raumgefüge der Stadt ging Gerd Kuhn (Stuttgart) am Beispiel der Villenkolonien und der Suburbanisierung nach. Als Pioniere der Suburbanisierung entdeckte das Bürgerertum seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Räume jenseits der lärmenden und schmutzigen Kernstadt, um sich an naturnahen Orten der Ruhe sozial und kulturell zu entfalten. Eine deutliche Zäsur markieren nach Gerd Kuhn die Jahre nach der Jahrhundertwende, die einer Metamorphose der suburbanen Sehnsucht gleichgekommen seien. Die städtischen Peripherien verloren insbesondere ihre soziale Exklusivität und öffneten sich auch weniger begüterten Schichten.

Für das Bürgerertum war nicht nur die Aneignung und Gestaltung von öffentlichen oder halböffentlichen Räumen, sondern auch die Selbstdarstellung in den privaten Wohnräumen von erheblicher Bedeutung, die Adelheid von Saldern (Hannover)

in ihrem Beitrag *‚Bürgerliches Wohnen als Rauminszenierung‘* beleuchtete. Gehörte der in vieler Hinsicht überladene und dunkle Einrichtungsstil zu den Epochenmerkmalen bürgerlichen Wohnverhaltens im Historismus, zeichnete sich das modernere Wohnen u.a. durch eine Verbindung von Prunk und Technik, eine größere Europäisierung, die funktionale Ausdifferenzierung der Wohnräume, die repräsentative standesgemäße Selbstinszenierung sowie einen Drang nach kultureller Harmonie aus. Im Spiegel der keineswegs einheitlichen, sondern heterogenen bürgerlichen Wohnformen kam es nach von Saldern zwar nicht von einer Auflösung, aber sehr wohl von einer Zersplitterung des Bürgerertums gesprochen werden.

Unter Leitung von Lothar Gall (Frankfurt am Main) widmete sich die zweite Sektion dem Thema *‚Bürgerliche Institutionen‘*. Als eine der wesentlichen institutionellen Keimzellen einer gemeinsamen bürgerlichen Lebensführung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gilt zurecht der Verein. Trotz aller Fortschritte in der Aufarbeitung des Vereinswesens sind die Desiderata nicht zu übersehen, auf die Ralf Roth (Frankfurt am Main) in seinem Forschungsüberblick hinwies. Nach Auffassung Roths gehört u.a. die Geschichte der bürgerlichen Vereine seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, ihre Einbettung in den europäischen Kontext, sowie deren Wirkungen im Spannungsfeld von Wirtschaft und Politik zu den weißen Flecken der Bürgerertumsforschung.

Die vielfältigen Veränderungen in der Museumslandschaft zwischen Jahrhundertwende und früherer Weimarer Republik beleuchtete Dieter Hein (Frankfurt am Main). Der Sog der kulturellen Krise seit den ausgehenden 1890er Jahren, die immer deutlicher auch zu einem Thema der öffentlichen Meinung wurde, machte auch vor den Museumstüren nicht halt: Der Kunsthandel expandierte, die Museumsvereine verloren ihren elitären Touch und nach 1914 zunehmend auch ihre namhaften finanzkräftigen Mitglieder. Parallel zum Verlust bürgerlicher Exklusivität lassen sich nach Dieter Hein aber auch wiederholt Anläufe bürgerliche Kreise ausmachen, sich über Museumsvereine als neue bürgerliche Elite zu definieren. Hein betonte überdies den Wandel im Umgang mit Kunst und Kultur in bürgerlichen Kreisen. Zwar nicht als ausgeprägte Kenner, aber sehr wohl als Gesellschaftsmitglieder, die sich in ihrer Alltagspraxis vielfältig mit kulturellen Phänomenen auseinandersetzten, erwarb das Bürgerertum in den Jahren nach 1900 häufiger als

vor der Jahrhundertwende âKunst der Kunst wegenâ.

Über das laufende Forschungsprojekt âStiftungen und Mäzenatentum am Beispiel Hamburger Stifterinnenâ (gefördert von der ZEIT-Stiftung) berichteten Manuela Klein und Andreas Schulz (Frankfurt am Main). Zu den Untersuchungsgegenständen der Studie, die ihr Augenmerk nicht auf die Stiftung als Institution, sondern auf die Stifterinnen als handelnde Akteure legt, zählen das Selbstverständnis und die Motive der Stifterinnen, ihre institutionellen Verankerungen (weibliche Besuchsvereine, âHamburger Hochschule für das weibliche Geschlechtâ etc.) sowie die Frage nach den Schwerpunkten im weiblichen Stiftungsverhalten.

Der beschleunigte soziale Wandel im Kaiserreich und die mannigfaltigen Statusunsicherheiten in den Lebenswelten des Adels und des Bürgertums schlugen sich auch in einer wachsenden Nachfrage nach neuen, sozial offenen Geselligkeitsformen nieder, die Christiane Eisenberg (Berlin) in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung stellte. Eisenberg skizzierte die âFive-o'clock-teaâ, die âJours fixesâ und die âClubsâ in England als wichtige Indikatoren und Vorbilder einer neuen Geselligkeitskultur. Zu besonders attraktiven neuen Formen der Geselligkeit entwickelten sich laut Eisenberg das Reisen und der Sport. Gerade der Sport habe auf die Gesellschaftsgeschichte des Bürgertums nachhaltig zurückgewirkt, konkrete Vorstellungen von einer âoffenen Gesellschaftâ erzeugt, eine Subversion von Stand und Status bewirkt und die Erwerbsmentalität aufgewertet. Die neuen Formen des Sports verloren indes bis zum Ende der Weimarer Demokratie wichtige soziale Funktionen. Vor allem der ausgeprägte emanzipatorische Charakter ging zunehmend verloren, um allerdings im 20. Jahrhundert auch immer wieder eine Revitalisierung zu erfahren.

In jüngster Zeit werden unter dem Einfluss der âkulturalistischen Wendeâ der âWertehimmelâ des Bürgertums, die Konturen bürgerlicher Lebensführung und das Spannungsverhältnis zwischen der normativen âMatrixâ des Wertesystem und den konkreten Alltagspraktiken neu thematisiert. Mit der Diskussion einher geht auch die Suche nach einem gehaltvollen theoretisch-methodischen Zugriff, der es erlaubt, individuelles bürgerliches Handeln sozial- und kulturhistorisch zu verorten.

In seinen Betrachtungen zur bourgeois Lebensführung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts griff Morten Reitmayer (Trier) in der dritten Sektion âHabitat und Lebensführungâ (Leitung: Cornelia Rau-Köhne, Tübingen) auf das theoretische und begriffliche Instrumentarium Pierre Bourdieus zurück, um

die strukturellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die Handlungsmuster im Raum der Oberklassen zu beschreiben. Nach Auffassung Reitmayers haben sich zwischen Bourgeoisie, Bildungsbürgertum und Adel keine gemeinsamen Normen der Lebensführung herausgebildet, die für die unterschiedlichen Gruppen verbindlich oder gar verbindlich gewesen wären. Charakteristisch sei vielmehr die große Distanz zwischen den heterogenen Fraktionen der Oberklassen gewesen. Der eigentliche Ursprung bürgerlicher Lebensführung läge in den âhabituellen Prägnanzenâ der Individuen, die - so Bourdieu - von der unterschiedlichen Teilhabe an den Formen ökonomischen und sozialen Kapitals hervorgebracht werden. Aus den Positionen der Akteure im Raum der Bourgeoisie, die sich durch die Partizipation an den Kapitalformen ergibt, entwickelte Reitmayer vier zentrale Kategorien, die der bourgeois Lebensführung ihre Gestalt verliehen: Der gesellschaftliche Führungsanspruch der Bourgeoisie, die ökonomisch definierte Zweckrationalität, ein ausgesprochenes Arbeits- und Leistungsethos sowie eine spezifische Auffassung von Öffentlichkeit und Privatheit.

Jörg Lesczenski (Bochum) skizzierte unter der Fragestellung âWie der Vater so die Söhne?â den Wandel von Leitbildern zwischen den Generationen am Beispiel der Familie Thyssen. Die Konfliktgeschichte im Hause Thyssen zeige, daß die Wahrnehmungs- und Handlungsmuster August Thyssens, seine Wertpräferenzen und Hierarchien von der nachwachsenden Generation nicht mehr vorbehaltlos geteilt wurden. Seine Söhne, so die Ergebnisse, lehnten das Leitbild des autoritären Familienvaters ab und verknüpften ihren eigenen Wertekanon und ihren eigenen Lebensweg weniger mit dem Firmenwohl des Thyssen-Konzerns. Das Arbeits- und Leistungsethos blieb existent, verlor aber seine übermächtige Dominanz. Zudem zeigte sich bei den Söhnen eine größere Neigung, ökonomisches Kapital in repräsentativ-symbolischer Form auszudrücken.

Daß die Kluft zwischen Familienideal und Wirklichkeit mitunter paradoxe Formen annahm, zeigt die Biographie und das Werk des konservativen Volkstumsforschers und Publizisten Wilhelm Heinrich Riehl, den Norbert Kuhn (Saarbrücken) in das Zentrum ihres Beitrags âBürgerliches Familienidyll. Zum Wandel der Geschlechterverhältnisse und Rollenâ rückte. Während Riehl in seinen Arbeiten die ânatürliche Ungleichheitâ zwischen Mann und Frau begründete und sie ganz in ihren âhäuslichen Wirkungskreisâ verwies, verliefen die Lebensläufe seiner vier Töchter in ganz anderen Bahnen: Nur eine Tochter heiratete, während

zwei von ihnen eine Ausbildung absolvierten und außerhalb des Hauses finanziell lukrativen Berufen nachgingen. Obwohl bereits zu Lebzeiten Riehls die Alltagspraktiken das von ihm konstruierte Familienideal mit seinen starren Geschlechterrollen vielfach ad absurdum führten, blieben seine Schriften auch nach seinem Tod (1897) in bürgerlichen Kreisen attraktiv und erfuhren in den 1920er und 1930er eine Renaissance mit ersten völkischen Interpretationen.

Zu einem unabdingbaren Element bürgerlicher Lebensführung gehörte die âgekonnteâ Selbstinszenierung und die Neigung, den eigenen Sehnsüchten in symbolhaften Formen Ausdruck zu verleihen, die in der vierten Sektion âBürgerliche Ikonen. Sehnsüchte und Inszenierungenâ (Leitung: Dieter Ziegler, Bochum) diskutiert wurden. Claudia Euskirchen (Köln) näherte sich dem Thema mit einer Betrachtung der Kunstsammlung August Thyssens. Auf seinem Alterswohnsitz Schloß Landsberg trug einer der âökonomisch einflussreichsten Wirtschaftsbürger seiner Zeit u.a. zahlreiche Kopien nach Werken âAlter Meisterâ des 17. Jahrhunderts, eine kleine Portraitgalerie berühmter Staatsmänner (Kopien wie Originale), Werke aus der Düsseldorf Malerschule und zahlreiche Plastiken aus dem Umfeld der Berliner Bildhauerschule zusammen. Euskirchen sieht bis auf eine - allerdings bedeutende Ausnahme - keine Veranlassung, Thyssen als einen programmatischen Sammler zu charakterisieren: In der geschäftlichen Liaison und der Auseinandersetzung mit dem Franzosen Auguste Rodin, von dem der Großunternehmer mehrere Marmorplastiken erwarb, habe Thyssen Leidenschaft, Enthusiasmus und Zähigkeit bewiesen. Hier ändelten sich bei August Thyssen nach Auffassung Euskirchens Mut, Selbstbewusstsein, Sinn für unternehmerisches Handeln, aber auch das Bekenntnis des Sammlers zur Individualität.

Karl Christian Fährer (Hamburg) legte in seinem Beitrag zum âBürgerlichen Geschmackâ mit einer Analyse der zahlreichen Theaterskandale der 1920er Jahre den Blick auf die Differenzen im künstlerisch-moralischen Urteil und die Erosion allgemein akzeptierter ästhetischer Maßstäbe frei, an der das Bürgertum in der Weimarer Zeit buchstäblich gelitten habe. Noch ganz in der Tradition des Kaiserreichs stehend und in seinem Kunstverständnis konservativ orientiert, öffnete sich das bürgerliche Theaterpublikum in seiner großen Mehrheit nur selten neuen Inszenierungsformen wie der offenen Darstellung von Sexualität. Die zeitgenössischen Skandale entzündeten sich nicht nur, wie Fährer feststellte, an den Inhalten

und Inszenierungen der Stücke, sondern gerade auch an der âZweiteilung des bürgerlichen Publikumsâ: Aggressionen und Proteste bezogen sich weniger auf das als provokant empfundene theatralische Ereignis selbst als auf die Tatsache, daß es Publikumsgruppen gab, die enthusiastisch applaudierten, wo andere befremdet reagierten.

Zu den Sehnsüchten der Bürgerinnen und Bürger gehörte schließlich auch die Hoffnung, nach dem Tod im kollektiven Gedächtnis der bürgerlichen Gesellschaft zu verbleiben. Den Entwicklungen von Denkmälern und Friedhöfen als âOrte ästhetischer Selbstinszenierungâ ging Eckhardt Treichel (Frankfurt am Main) nach. Während in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf den kommunalen Friedhöfen die gemeinsame Formsprache des Klassizismus sowie eine Ikonographie, die den Tod ästhetisch entschörte, die gemeinsamen kulturellen Leitbilder des städtischen Bürgertums demonstrierten, läste sich das einheitliche Erscheinungsbild der Friedhöfe seit den 1860er Jahren allmählich auf. In der ästhetischen Gestaltung und der Symbolik zeichneten sich nunmehr eine Tendenz zur Verweltlichung und ein größerer Individualismus ab. In den Jahren nach der Jahrhundertwende lassen sich nach Eckhardt Treichel Reformbewegungen ausmachen, die sich gegen die modernen Großstadtfriedhöfe richteten und die Friedhöfe als âOrt des stillen Totengedenkensâ zurückgewinnen wollten. Trotz der zunehmenden bürokratischen Reglementierung der Friedhofskultur, die nach dem Ersten Weltkrieg hinzu kam, blieben allerdings, so die Beobachtung Treichels, dem Bürgertum genügend Spielräume, um ihre Sepulkralkultur jeweils individuell zu gestalten.

Die zahlreichen Einzelergebnisse zeigten nachdrücklich, wie sehr die bürgerliche Welt, ihre Institutionen und Vorstellungen über die richtige Lebensführung, im Bürgertum selbst in die Diskussion gerieten. Der offene Suchprozeß nach akzeptablen Regeln einer angemessenen Lebensführung, wie es Werner Plumpe in seinem Eröffnungsvortrag beschrieb, die Erosion bisheriger Gewissheiten, der innere Zerfall und die zunehmende Relativierung traditioneller canones und Orientierungssysteme drehen, Volker/ Sparn, Walter: Die Moderne: Kulturkrise und Konstruktionsgeist, in: Dies. (Hg.): Vom Weltbildwandel zur Weltanschauungsanalyse. Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung um 1900, Berlin 1996, prägte spätestens nach 1900 den bürgerlichen Zeitgeist.

Aber die präzise Charakterisierung der Strukturveränderungen, über ihre genaue soziale Reichweite

teâ und besonders über ihre Folgewirkungen für die Geschichte des Bürgertums im 20. Jahrhundert darf indes weiter gestritten werden: Ob sich der Prozeß eher als âErosionâ oder als âFormwandelâ beschreiben läßt, ob er das Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum zeitgleich und mit der gleichen Intensität betraf, ob der tiefgreifende Wandel einem irreversiblen Bruch mit der Tradition des Bürgertums gleichkommt, ânach dem von Bürgertum und Bürgerlichkeit in einer historisch rasonablen Weise sinnvoll nicht mehr zu sprechen

istâ (Werner Plumpe), oder ob das Bürgertum samt seiner Wertpräferenzen die Jahre des Strukturwandel nicht zumindest insoweit âüberlebteâ, um später als âPhoenix aus der Ascheâ die Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik nachhaltig zu beeinflussen, ist längst noch nicht abschließend beantwortet. Wehler, Hans-Ulrich: Deutsches Bürgertum nach 1945: Exitus oder Phoenix aus der Asche., in: Geschichte und Gesellschaft .27 (2001), S. 617 â 634.

If there is additional discussion of this review, you may access it through the network, at:

<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/>

Citation: Jörg Lesczenski. Review of , *Bürgertum und Bürgerlichkeit zwischen 1870 und 1930. Kontinuität und Wandel*. H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews. June, 2003.

URL: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=28661>

Copyright © 2003 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact H-SOZ-U-KULT@H-NET.MSU.EDU.